



**Sonja Horisberger \*1985**  
**Das wahre Gesicht**



Nun stehe ich da, mit Tränen im Gesicht, und die Schuld, die ich mir selbst zuweise, zerfrisst mich innerlich. Warum habe ich nichts bemerkt? Wieso habe ich die Schreie nicht gehört, die ihr Lächeln begleiteten? Weshalb habe ich diese Gefahr nicht rechtzeitig erkannt, welche im Dunkel ihrer Gedanken lauerte? Warum nur? Ich weiss keine Antwort. Mir fällt nichts ein, was meine Schuldigkeit an ihrem Tod hätte mildern

können. Schweigend lasse ich den Strauss weisser Orchideen auf den dunkelbraunen Sarg fallen. Die Worte des Pfarrers dringen wie ein betäubender Singsang an mein Ohr, dumpf und unverständlich. Ich ballte meine Hände zu Fäusten, die Fingernägel bohren sich ins Fleisch. Das Blut tropft rot auf den Kiesweg des Friedhofs. Ich spüre die Schmerzen nicht. Irgend jemand wendet sich mir zu, sagt etwas. Wie Regentropfen fallen die Worte von mir ab. Plötzlich stehe ich alleine da.

Langsam drehe ich den Kopf und sehe den schwarzgekleideten Gestalten nach, die den Friedhof verlassen. Eine von ihnen schaut besorgt zu mir zurück. Ich wende meinen Blick wieder und starre auf den Grabstein. Er ist klein und bescheiden, und auf mich wirkt er fast ein bisschen schäbig. Ich lese die schiefen Buchstaben der Inschrift:

Judith Hafner  
1983–1999

Mich schaudert. Alles sieht so kalt und unfreundlich aus. Ein Mensch wie Judith hat mehr verdient. Verächtlich sehe ich auf die schon fast verwelkte Margerite, die einsam und verloren am Fusse des Grabsteins steht. Ihre Eltern haben ihr also nicht einmal einen würdigen letzten Abschied zukommen lassen. Sie haben sich nie um Judith gekümmert, sie war ihnen völlig gleichgültig. Kein Wunder, dass Judith nicht mehr weiterleben wollte. Es muss weh tun, wenn man von der eigenen Familie verachtet wird. Doch sie begreifen auch an Judiths Grab nicht, was sie angerichtet haben und sehen weiterhin an ihrer Schuld vorbei.

Diese Gedanken tun irgendwie gut, doch trotzdem schäme ich mich, sie überhaupt zu denken. Es ist so viel einfacher, andere zu verurteilen als zuzugeben, selbst auch schuldig zu sein. Ekel steigt in mir hoch, Ekel vor mir selbst und vor meinen eigenen Gedanken.

Mit wackligen Schritten um jede Bewegung ringend, verlasse ich die Grabstätte und irre verloren durch die Stadt, in der ich mich eigentlich sehr



gut auskenne. Hinter dem Fenster einer Wirtschaft erkenne ich die Trauergemeinschaft. Ich überlege erstaunt. Natürlich, nach jeder Beerdigung gibt es ein Leichenmahl. Ein billiges Begräbnis mit falschen Tränen – aber ein üppiges Festessen hinterher. Es stimmt also doch, was Judith mir immer über die Menschen erzählt hat, die ihr eigentlich am nächsten hätten stehen sollen.

Schon wieder diese Gedanken. Schon wieder versuche ich, mich aus meiner Schuld herauszureden. Dabei ist es offensichtlich. Ich hätte es merken müssen, ich war ihre Freundin. Sie hat mir vertraut, doch ich, ich habe ihr nicht geholfen. Ich habe sie im Stich gelassen. Ich bin schuld an ihrem Tod, ich ganz allein.

Ich kann mich noch gut erinnern an das Sommerfest im letzten Jahr, als Judith so aufgedreht und fröhlich durch die Nacht tanzte. Die ganze Schulklasse war da, und alle hingen zusammen herum, lachten, tranken Bier und rauchten, obwohl sie wussten, dass sie deswegen Ärger bekommen würden. Judith war immer gegen das Rauchen gewesen. Sie sagte, dass sie sich nicht die Lunge ruiniere, um «in» zu sein. Dadurch eckte sie bei den anderen gewaltig an. Aber sie kümmerte sich nicht darum. Es war bewundernswert, wie Judith es schaffte, sich über die Beurteilung anderer zu stellen. Über die Einteilung, wer dazugehörte und wer nicht, konnte sie bloss lachen. Lob, Kritik und Sprüche zerschellten an ihrem Selbstvertrauen. Gerade deshalb ist es so unbegreiflich, dass diese sichere und stolze Judith Selbstmord beging. Wie auch immer ich es drehe und wende, ich kann es nicht verstehen.

Jäh werde ich aus meinen Gedanken gerissen, als sich von hinten eine Hand auf meine Schulter legt. Erschrocken drehe ich mich um. Hinter mir steht ein junger Mann, etwa um die zwanzig, schätze ich. Ich habe ihn schon auf der Beerdigung gesehen. Erst jetzt merke ich, dass ich die ganze Zeit ins Fenster der Wirtschaft gestarrt habe. «Geht's dir wieder besser?» fragt er mich. Seine Stimme ist klar und hell, und obwohl ich ihn nicht kenne, kommt er mir sofort sympathisch vor. Trotzdem gebe ich ziemlich schnippisch zur Antwort: «Was interessiert dich das denn? Du kennst mich nicht und es geht dich auch nichts an!» Ich kenne dich besser als du denkst», sagt er grinsend, «Judith hat mir viel von dir erzählt. Du hast sicher auch schon viel von mir gehört.» «Wer bist du?» falle ich ihm gereizt ins Wort. «Überleg doch mal!» sagt er ruhig, meiner Meinung nach zu ruhig. «Ich habe jetzt keine Lust auf Ratespiele», schreie ich ihn an, «sag mir endlich, wer du bist!» Seine lockere, coole Art bringt mich echt in Rage. Er wirkt nun doch ein bisschen verunsichert und sagt kleinlaut: «Sorry, ich wollte dich nicht aufregen. Aber ich bin sicher, du weisst, wer ich bin. Ich heisse Marcel und bin, das heisst ...», er stockt und als ich ihn fragend anblicke sagt er mit Nachdruck: «Ich war Judiths Freund.» Ich überlege nicht lange und fahre ihn wütend an: «Red keinen Quatsch, Judith hatte keinen Freund! Wenn das ein Witz sein soll, dann ist er ziemlich schlecht und ziemlich unpassend!» Ich drehe mich energisch um und lasse den Typen stehen. «Weisst du denn nichts von



mir?» ruft er und rennt hinter mir her. «Hat Judith dir nie etwas von mir erzählt?» Ich gebe ihm keine Antwort und laufe schneller, um ihn abzuschütteln. Doch er überholt von der Seite und baut sich vor mir auf. «Lass mich durch!» zische ich ihn an und versuche, mir einen Weg zu boxen. Da hält er mir wortlos ein Photo vors Gesicht. Ungläubig starre ich darauf. Das ist zweifellos Judith, die da lächelnd in seinen Armen liegt.

«Glaubst du mir jetzt?» fragt Marcel und dreht das Photo um. Auf der Rückseite befindet sich eine Widmung. Es ist Judiths Handschrift. Die Schrift verschwimmt vor meinen Augen. Ich mache kehrt und renne los. «Warte!», ruft Marcel mir hinterher, «warte doch, ich will mit dir reden!» Doch ich renne einfach weiter und weiter.

Erst als ich schwer atmend stehen bleibe merke ich, dass ich weine. Tausend Gedanken wirbeln in meinem Kopf herum. Und ich ertappe mich dabei, wie ich beginne, Judith Vorwürfe zu machen. Warum hat sie mir ihren Freund verschwiegen? Hat sie mir so wenig vertraut? Ich dachte, wir hätten keine Geheimnisse voreinander! Sie hätte es mir sagen müssen. Sie hat mich enttäuscht. Ich hatte nie ein Geheimnis vor ihr. Und bis heute habe ich das auch von ihr als selbstverständlich erwartet.

Die ganze Nacht hindurch wälze ich mich im Bett hin und her, finde kaum Schlaf. Immer wieder schrecke ich aus meinen wirren Fieberträumen hoch und starre in das unheimliche Dunkel meines Zimmers. Mein Körper fühlt sich an, als würde er vor Hitze zerspringen. Immer wieder versuche ich alle Gedanken an Judith aus meinem pochenden Gehirn wegzustreichen, doch es gelingt mir einfach nicht. Sie sind eingefressen in meine Erinnerung und wollen nicht verschwinden. Ich presse meine Fäuste fest an den Kopf und hoffe, damit diese Stimme zum Schweigen zu bringen, die mir ununterbrochen mein Urteil entgegen schreit.

Am nächsten Morgen fühle ich mich elender als jemals zuvor. Als ich mich im Spiegel sehe, erschrecke ich vor mir selbst. Alle Farbe ist aus meinem Gesicht gewichen; es ist kreideweiss. Die Leere, die in meinen rot und blau unterlaufenen Augen herrscht, lässt mich frösteln. Ich erkenne mich selbst kaum. Leblos lasse ich mich in einen Stuhl fallen. Meine Mutter, die nun bald zur Arbeit gehen muss, spricht besorgt mit mir. Ich nicke, ohne auch nur ein Wort zu verstehen von dem, was sie gesagt hat. Willenlos lasse ich mich von ihr ins Bett zurückbringen. Dann falle ich rasch in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Erst gegen Abend wache ich wieder auf. Ich muss den ganzen Tag geschlafen haben. Meine Mutter kommt herein und drückt mir ein Glas in die Hände. Sie berichtet, dass sie mit dem Arzt telefoniert und dass mir dieser Vitamintabletten und viel frische Luft verschrieben habe. «Muss ich morgen wieder zur Schule?» frage ich. «Ja», gibt sie mir zur Antwort. «Es wird dir gut tun unter Menschen zu sein. Und du musst schliesslich deinen Abschluss bestehen.» Zerknirscht sehe ich sie an und trinke das Vitaminpräparat aus, das übrigens widerlich schmeckt. Langsam ziehe ich mich an und gehe nach draussen, um einen Spaziergang zu machen. Nicht nur, weil der Arzt es mir



verschrieben hat, sondern auch weil ich den umsorgenden Fängen meiner Mutter entkommen will.

Allmählich beruhige ich mich und atme genüsslich die Luft ein, die nach trockenem Laub, Erde und Gras riecht. Lächelnd sehe ich einem Eichhörnchen nach, welches flink am Baumstamm hochklettert und eilig im Blätterdach verschwindet. Ich drehe mich rasch um als ich Schritte hinter mir höre. Meine Stimmung sinkt sofort wieder in den Keller, als ich Marcel erblicke. Am liebsten hätte ich mich in Luft aufgelöst. Dennoch bleibe ich stehen und blicke ihn fragend an. «Bist du jetzt bereit, mit mir zu reden?» fragt er und sieht mir direkt in die Augen. «Worüber willst du denn noch reden?» frage ich zurück und erwidere seinen Blick. «Über Judith – ich wollte mit dir über Judith sprechen», sagt er stockend. Bei ihrem Namen zucke ich zusammen. «Judith?» schreie ich und starre ihn entsetzt an. «Begreifst du denn nicht, was passiert ist? Judith ist tot, TOT, verstehst du? Diese Judith, die wir kannten, ist weg, für immer verschwunden!» Meine Stimme überschlägt sich, als ich ihm hysterisch ins Gesicht schreie: «Sie liegt von jetzt an zwei Meter unter dem Boden, wo sie die Würmer fressen, zusammen mit den Blumen, die wir ihr aufs Grab streuten! Judith existiert nicht mehr, und nicht einmal die Gedanken, die sie in den Tod trieben, blieben von ihr übrig!» Verzweifelt öffnet Marcel den Mund, um etwas zu sagen, aber kein Wort kommt über seine Lippen. Total ausser mir packe ich ihn an den Schultern und schreie weiter auf ihn ein: «Und weisst du was? Sie könnte noch leben, wenn wir nicht zu feige gewesen wären, ihr zu helfen! Du und ich, wir sind beide gleichermassen schuld an ihrem Tod. Sie hat ununterbrochen Hilfeschreie ausgestossen, aber wir haben sie nicht gehört, weil uns die eigene Oberflächlichkeit die Ohren verschloss! Sie könnte noch leben, wenn wir ihr echte Freunde gewesen wären ...!»

Abrupt lasse ich von ihm ab als ich sehe, dass er weint. Bewegungslos stehe ich da, sehe Marcel, wie er sein Gesicht in die Hände vergräbt, und schweige. Still drehe ich mich um und gehe langsam den Weg entlang. Ich fühle eine seltsame Leere in mir. Kein Gefühl des Mitleids, keine Reue, aber auch keine Genugtuung. Da ist nur die unendliche Weite des Dunkels.

Oft denke ich über Judith nach. Und immer mehr und mehr muss ich mir dabei eingestehen, dass ich sie eigentlich gar nicht richtig kannte. Ich sah immer nur das, was sie zu sein schien, und nie das, was sie wirklich war. Sie lebte hinter einer Fassade, die sie bunt und fröhlich bemalte, doch dahinter blieb immer noch dieselbe schwarze Mauer. Ihr Leben glich einem Theaterstück, in dem sie jene Rolle spielte, welche in die Handlung passte. Und vielleicht spielte sie diese manchmal so gut, dass sie sich selbst damit täuschte.

Ich erinnere mich gut an diese vielen Nachmittage, die wir dazu nutzten, Pläne für unsere Zukunft zu schmieden. Wir wollten abhauen, weggehen, einfach fortlaufen vor all unseren Problemen hier. Unser Ziel war die Camargue, und in unserem Übereifer studierten wir sogar Fahrpläne und begannen, Geld zu sparen. Eines Tages, da waren wir uns sicher, würden



wir zusammen in die Camargue fahren, um dort gemeinsam ein glücklicheres Leben zu führen. Judith wollte weg von ihrer Familie, und ich war mir sicher, dass ich mit ihr gehen würde. Stundenlang stellten wir uns vor, wie wir dort leben würden und beschlossen schliesslich, im Französischunterricht etwas besser aufzupassen. Judith blühte jedesmal richtiggehend auf, wenn wir in dem Buch über die Camargue blätterten, welches wir schon beinahe für heilig erklärten. Ich glaube, dies waren die einzigen Momente, in denen sie ihre Fassade fallen liess und die echte, wahre Judith sich zeigte.

Der Nebel hängt wie ein Schleier in der Luft, als ich am nächsten Morgen die Haustür hinter mir schliesse und meinen Schulweg antrete. Ich fühle mich zwar immer noch etwas fiebrig, aber ich kann nicht noch einen Tag versäumen. Missmutig stosse ich die schwere Eingangstür auf und begeben mich ins Schulzimmer. Ich kann mich nicht konzentrieren, immerzu starre ich auf den leeren Stuhl neben mir. Wenn ein einziges Licht unter Millionen erlischt, fällt sein Fehlen nicht auf, aber diejenigen, die ihm nahe standen, bemerken die Dunkelheit, welche von der Lücke ausgeht.

In der Pause stehe ich alleine herum. Ich habe nie viel mit den anderen aus meiner Klasse zu tun gehabt. Ich hatte Judith, sonst brauchte ich niemanden. Stille Tränen treten in meine Augen, rinnen über mein Gesicht. Verzweifelt sehe ich mich um. Da ist niemand, der sich um mich kümmert, niemand der mich tröstet. Ich stehe ganz alleine da, und mir scheint es, als hätte die ganze Welt ihren Finger auf mich gerichtet.

Irgendeinmal lasen wir in der Schule die Geschichte eines Wahrsagers, der anhand des Traumes einer Frau den Tod des Königs voraussagen konnte. Damals sagte ich erstaunt und bewundernd zu Judith: «Woher hat dieser Mann nur seine Weisheit?» Doch sie sah mir nur tief in die Augen und sagte: «Nicht der Mann ist weise, sondern die Frau, welche den Traum hatte.» Ich begriff nicht, was sie damit meinte. Erst jetzt verstehe ich ihre Worte. Jetzt, wo es zu spät ist. Wieder packen mich Schuldgefühle und wollen nicht mehr von mir ablassen.

Erleichtert atme ich auf, als die Schule endlich vorbei ist. Nachdenklich gehe ich die Strasse entlang. Tief in mir drin verspüre ich eine unheimliche Sehnsucht. Ich fühle den Drang zu rennen, doch ich weiss nicht wohin. Plötzlich kommen alle Erinnerungen wieder in mir hoch. Ich wehre mich mit aller Kraft dagegen, doch ich muss unweigerlich an jenen kalten, wolkenverhangenen Tag denken, an dem Judith an meiner Tür klingelte. In der Hand hatte sie eine grosse Reisetasche, und ein sanftes Lächeln umspielte ihre Lippen. «Lass uns gehen!» sagte sie, und fügte, als ich sie fragend anblickte, hinzu: «Komm mit, lass uns in die Camargue gehen. Pack rasch deine Sachen, in einer Stunde fährt unser Zug!» Ich starrte sie fassungslos an. «Was ist, du kommst doch mit, oder? Das wird toll! Wir können endlich ein glückliches und freies Leben führen! Endlich können wir selbst entscheiden und unser Leben leben, wie es uns gefällt! Na komm schon, wir müssen uns beeilen!» Ich fragte ungläubig: «Wie stellst du dir das eigentlich vor? Wir können doch nicht einfach so davonlaufen! Und

## Geschichtenwettbewerb „Die Basler Eule“

Thema 1999: Versteckt!



überhaupt, wie sollen wir dort zurechtkommen?» Doch Judith erwiderte überzeugt: «Das wird schon klappen! Erinnerst du dich denn nicht mehr an all unsere Pläne? Komm nur mit, und folge mir in unsere Zukunft!» Ich blickte zu Boden als ich stockend sagte: «Ich kann nicht. Es tut mir leid, Judith, es tut mir leid. Aber ich kann einfach nicht. Ich kann das nicht tun.» Ich sah sie an, erwartete eine Reaktion von ihr. Doch sie presste nur stumm ihre Lippen zusammen, als wollte sie diese Worte nicht aussprechen, die mir ihre Augen entgegenschleuderten. «Es tut mir leid!» sagte ich nochmals und schämte mich meiner Feigheit wegen. Judith sagte nichts. Sie machte mir keine Vorwürfe. Sie nahm scheinbar gelassen ihre Tasche und rief noch knapp: «Also, bis morgen in der Schule dann!» und verschwand um die nächste Ecke. Es gab kein Morgen mehr. Und alles was mir jetzt noch bleibt, ist das Gestern.

Leise schleicht sich der Gedanke bei mir ein, Judith zu folgen und allem ein Ende zu setzen. Vielleicht wäre ich dann bei Judith, und wir könnten zusammen ein neues Leben beginnen...

Plötzlich weiss ich, wo ich hin will. Ich renne zum Bahnhof. Als ich auf dem Bahnsteig stehe, frage ich mich, ob es wirklich das Richtige ist, was ich tue. Ich starre auf die Geleise und warte. Warte auf den Zug. Da! Aus der Ferne höre ich ein Rauschen. Der Zug kommt immer näher. Ich trete einen Schritt nach vorn, stelle mich vor die Sicherheitslinie. Mein Entschluss steht fest. Ich ballte die Fäuste und schreie in den Wind: «Ich komme mit dir Judith, ich komme! Nun bin ich bereit! Ich komme!»